

Goldene Blumen.

Crinialroman von Champol.

(17. Fortsetzung.)

„Nein, allerdings nicht“, gab Vincent zu, dem noch die Namen der verschiedenen Betteln und Basen aus der Heimath, um die sich die Sonntagsgespräche im Hause Dulaurier gewöhnlich drehten, in den Ohren summen.

„Ferner ist Fräulein Chaperon jetzt gestorben, ohne daß ihr Tod auf nur den geringsten Einfluß auf Frau Dulaurier's Schicksal gehabt hätte. Sie hat ihr nicht hinterlassen, ich fürchte, denn ich kenne die Erben persönlich.“

„Wer sind sie?“
„Nun, erstens einmal die schon erwähnte hundert Kilogramm wiegende Nichte mit ihrem Gatten und einem häßlichen kleinen Bengel, und dann der Neffe von dem hinterlassen, den ich zwar niemals sah, von dem die alte Dame aber häufig sprach.“

„Wie heißen sie?“
„Chaperon wie sie, es sind die Kinder ihres Bruders.“

Wieder mußte sich Vincent fügen, daß zwischen Sylvie und Fräulein Chaperon jeglicher Zusammenhang fehlte.

„Warum also so bestimmt annehmen“, fuhr der Doctor gelassen fort, daß Frau Dulaurier diejenige sei, die Du hinter ihr vermutest? Die Möglichkeit besteht allerdings nicht, denn was ist schließlich nicht alles möglich in der Welt! Im Grunde aber kann es uns doch vollkommen gleichgültig sein, ob sie es ist oder nicht. So lange uns solche Geschichten nicht persönlich betreffen, ist es am geschicktesten, man schenkt ihnen keine Beachtung, und da sich das Räthsel nun doch einmal nicht lösen läßt, wollen wir die Sache einfach ruben lassen, und uns dafür um so eingehender mit der Kranken beschäftigen, damit ich meine Zeit hier doch nicht ganz ungenützt verbringe.“

12.

Zu früherer Stunde als am Tage vorher begaben sich die Freunde in's Krankenzimmer, wo der Doctor schon fast wie ein alter Bekannter aufgenommen wurde, und wo er eine Nachgeblichkeit und Liebenswürdigkeit entfaltete, über die sich Vincent nicht genug wundern konnte. So wenig Interesse er für Sylvie Dulaurier an den Tag gelegt hatte, so viel zeigte er für seine kleine „Ferienpatientin“, wie er sie nannte, und bald wurden fast die ganzen Nachmittage in jener hellen Stube verbracht, wo Lepage das große Wort führte und Estelle lächelnd zuhörte, während Germaine anscheinend ruhig und Vincent in sich versunken dabei saßen.

Diese Stunden vertraulichen und doch so wehmüthigen Beisammenseins brachten für Vincent nach dem, was sich zwischen ihm und Germaine zugezogen hatte, eine neue, harte Prüfung mit sich, und doch war selbst die traurige Stimmung von einem gewissen Zauber umwoben. In der friedlichen Umgebung der Kranken, um die sich die Gedanken und Sorgen aller dreien, konnten andere, selbstfüchtige Gefühle, Wünsche und Leidenschaften nicht aufkommen. Hier, wo sich Vincent im Geiste kaum mit Germaine zu beschäftigen wagte, wäre es ihm auch geradezu als ein Unrecht erschienen, an Sylvie Dulaurier zu denken.

Lepage erst erinnerte ihn an sie. „Denke Dir“, sagte der Doctor zu Vincent, der aus dienstlichen Gründen an diesem Tage nicht lange hatte bei Estelle verweilen können, „sie hat mich nach der Geschichte von den „Goldenen Blumen“ gefragt. Wie kamst Du eigentlich dazu, sie ihr zu erzählen?“

Vincent wunderte sich selbst darüber und wußte dem Vorwurf mit einer Frage aus. „Was hast Du ihr geantwortet?“

„Was man Kranken antworten soll: einige schlechte Witze. Schließlich gelang es mir auch, die arme Kleine zum Lachen zu bringen, was, nebenbei gesagt, ihr alle antreiben sollte, anstatt sie zu betrüben oder aufzuregen.“

„Willst Du dich denn noch immer nicht als Arzt empfangen?“

„Nein; nächstens bin ich sogar so weit, daß sie den Arzt in mir vergißt.“

„Wie willst Du dann aber...?“

„Nun, ich muß ihren Zustand eben auf andere Art zu ergründen suchen, eine Art, die vielleicht nicht einmal schlechter ist als die sonst übliche. Unwillkürlich zeigt sich nämlich ein Kranker während des ärztlichen Besuchs anders als sonst. Ich habe zum Beispiel Patienten gekannt, die allein schon beim Anblick des Doctors in Fieber gerieten, andere, die sein Besuch beruhigte, und so können wir Ärzte uns während der wenigen Minuten unserer Anwesenheit häufig nur zu leicht über den Zustand unserer Patienten täuschen. Eigentlich sollte man einen Kranken fortgesetzt studiren, und da sich mir jetzt Zeit und Gelegenheit zu diesem Studium bietet, will ich sie nicht unbenuzt vorbeiziehen lassen.“

In diesem Ausdruck erkannte Vincent endlich wieder den alten Lepage, dessen Leben sich stets nur um Studien und Gelderwerben gedreht hatte.

Nun er stellte unter die Rubrik seiner Patienten reichte, brauchte man sich auch nicht mehr über seine eifrige Bemühung um das junge Mädchen aufzuhalten.

Das Ende von Lepage's Aufenthalt nahe indeß heran, und noch hatte er keinerlei Heilverfahren verfaßt. „Es ist zu arg“, sagte er eines Vormittags zu dem aus der Kaserne kommenden Vincent. „Sie sang vorhin wieder, nachdem sie die ganze Nacht hindurch gebuhet hatte. Sprich doch Du einmal mit Fräulein Kamel darüber.“

„Willst Du das nicht lieber selbst thun?“
„Es ist besser, Du übernimmst es, da Du Fräulein Kamel doch schon länger kennst und gut mit ihr siehst.“

Vincent war es, als ruhe der Blick seines Freundes scharf beobachtend auf ihm.

Ein gewisses Jartgefühl wegen des jungen Mädchens, aber auch das Wesen seines Freundes, das durchaus nicht zu vertraulichen Mittheilungen ermutigte, hatten Vincent abgehalten, mit ihm über seine Beziehungen zu Germaine zu sprechen. Ueberdies war die anfängliche heitere Laune des Doctors längst wie ein Strohhalm verflüchtigt, und der kleine Rest, der vielleicht noch davon übrig war, wurde in Estelle's Zimmer verbracht. Befand sich Lepage mit seinem Freunde allein, so rauchte er eine Pfeife um die andere, schien sich ohne seinen Beruf fürdientlich zu langweilen und demjenigen fast ein wenig zu grollen, der ihm diese Verbannung auferlegt hatte. So kam es sogar, daß dem Hauptmann der Gedanke an seine Abreise nicht unangenehm war.

„Ich werde bei der nächsten Gelegenheit mit Fräulein Kamel sprechen“, sagte er, um eine Erörterung abzuwehren.

Diese Gelegenheit bot sich ihm bei dem Abschiedsbesuche, den sie zusammen machten, da beide am darauffolgenden Morgen bei Tagesgrauen von Louise zu verlassen gedachten: der Doctor, um nach Paris zurückzufahren, der Hauptmann, um sich in's Lager von Lannemezan zu begeben, wohin seine Abtheilung auf drei Wochen commandirt war.

Schmer lag diese bevorstehende Trennung auf Vincent. Als er dann auf dem Wege zu Estelle in dem langen Gange neben Germaine berging und sie einen Augenblick zurückhielt, während Frau Lancelot mit dem Doctor im Zimmer verschwand, fiel ihm sein letztes Alleinsein mit ihr im Kreuzgange wieder ein. Auch Germaine schien daran zu denken, denn wie damals wollte sie ihm eilig entfliehen. Seine ersten Worte bannten sie jedoch fest, und nun hörte sie ihm mit wachsender Aufmerksamkeit zu.

„Mein Gott, mein Gott!“ rief sie, nachdem er geendet. „Und ich hatte keine Ahnung davon. Sie hat mich so dringend, auszugehen, daß ich schließlich, es würde sie ausgrenzen, wenn ich mich ihren Bitten widersetze...“

„Sie blieben ja stets nur ganz kurze Zeit aus.“

„Immerhin zu lange“, fuhr sie verzweifelt fort; „jeder Augenblick war zu viel. Bedenken Sie doch, jedesmal nach dem Singen speit sie Blut. Nichts ist gefährlicher als das Singen, und sie weiß das sehr gut, denn unser alter Doctor hat ganz unerblickt zu ihr gesagt: Sie haben zu wählen zwischen der Musik und dem Tod.“

„Auch Lepage sagt...“

„Daß sie sich umbringt“, vollendete Germaine. Und von Schmerz übermüht, brach das sonst so starke, so vernünftige Mädchen plötzlich in herzzerreißendes Schluchzen aus.

Das war aber mehr, als Vincent ertragen konnte, und von seiner Bewegung übermannt, begann er, ihre Wünsche vergessend:

„O Fräulein Germaine...“
Noch immer weinte sie, als seien die allzu lange schon zurückgehaltenen Thränen nicht mehr zu hemmen. Wie sollte er diesen Schmerzensausbruch deuten? Würde sie wohl so trostlos und verzweifelt weinen, wenn sie sich nicht neben ihrem Kummer um Estelle auch noch recht einsam und verlassen gefühlt hätte? Floh nicht eine dieser Thränen wenigstens um ihn und um ihre Liebe?

Vergessen, versunken war all' das, was ihn von Germaine hätte trennen können, all' das, was nicht zu dieser reinen, wahren Liebe gehörte, die immer in seinem Herzen geschlummert und sich jetzt unter einem leisen Hoffnungsschimmer neu belebt hatte.

„Germaine“, begann er von Neuem, „ich weiß wohl, es ist jetzt nicht der Zeitpunkt, mit Ihnen von etwas anderem, als von Ihrem Kummer zu reden. Ich werde warten. Und doch, Germaine: ich liebe Sie so innig!“

Auch seine Stimme brach, und in abgerissenen Sätzen fuhr er fort: „Ebenjedenfalls aber ist jetzt der Zeitpunkt zu einer Lüge, und auch das engelhaft Geschöpf dort drinnen ist sicherlich die letzte, die Lüge und Verstellung von uns verlangen würde. Ich werde Ihre Schmerzen zu vollkommen und will nicht einmal versuchen, Sie zu trösten, aber das Recht habe ich doch, Ihren Kummer wenigstens mit Ihnen zu theilen. Nicht wahr, dieses Recht lassen Sie mir?“

„Nein.“

Er wollte ihre Hand ergreifen, aber heftig, ja ganz außer sich wies sie vor ihm zurück.

„Nein, lassen Sie mich, Sie verstehen mich ja doch nicht. Es ist zu schrecklich! Sprechen Sie kein Wort weiter, und vor allem sagen Sie nicht aber Sie warten wollen. Warten... worauf? Auf ihren Tod?“

Noch ein leidenschaftliches Aufschluchzen, das Vincent bis in's Innerste traf, ertönte in dem dunklen Gange, dann öffnete und schloß sich eine Thür. Verlassen, und im Unklaren über das, was sie hatte sagen wollen, blieb Vincent zurück, aber doch mit dem klaren Bewußtsein, daß er nicht gegen Germaine's Gleichgültigkeit, sondern gegen einen unbekanntes und deshalb um so stärkeren, unerbittlichen Gegner anzutreten habe...

„Vincent, Deine Gegenwart wird gewünscht!“

Es war die Stimme Lepage's, die ihn seinem Grübeln entriß. Angesichts des Todes, der finster und drohend das Haus umschwebte, mußten alle irdischen Sorgen und Kümmernisse schwinden, und so gelang es auch Vincent, die Schwelle des Krankenzimmers mit seiner gewohnten Milde und Haltung zu überschreiten.

Mit ihrem halb schelmischen, halb kindlichen Lächeln, das sie sich noch immer zu beharren wußte, begrüßte ihn Estelle von ihrem Ruheplatz aus, das sie jetzt kaum mehr verließ. Sie hatte sich zu diesem Abschiedsbesuche besonders hübsch machen wollen. Das wunderbare Haar hoch aufgesteckt, trug sie heute an Stelle ihres Hauskleides eine weiße Mullbluse zu einem weiten, seidnen Rock, den Vincent zu kennen glaubte.

„Mein Kleid vom Maskenball“, sagte sie, seinem Gedächtniß nachgehend. „Ich wollte es so gern noch einmal anziehen.“

Sie schien letztere Worte ohne die Bedeutung zu meinen, die man ihnen hätte geben können; denn heiter fuhr sie fort: „Gleiche ich noch immer Ihrem Miniaturbild von der Prinzessin Lamballe, Herr Hauptmann?“

„Mehr denn je“, antwortete er, von Neuem von der großen Ähnlichkeit betroffen.

„So bestehen Sie also mein Bild, ohne daß ich es Ihnen gezeigt habe? Sie sollten es für Germaine copiren lassen.“

Diese war soeben eingetreten und hatte sich auf den Rand des Sophas gesetzt. Auch ihr Aussehen verrieth nichts mehr von dem stattgehabten Antritt. Wie jetzt so häufig, ergriff Estelle die Hände Germaine's, sei es, um sich zu wärmen, sei es, um dieses Freundschaftsband, das so bald zertrümpert werden sollte, noch enger zu knüpfen.

„Und finden Sie, daß auch Germaine noch immer der kleinen Schärferin ähnlich sieht?“
„O ja, gewiß!“

Jützlich ruhete Estelle's Blick auf ihr, dann sagte sie träumerisch: „Solch eine kleine Schärferin war doch besser dran; denn sie hätte man während der Revolution sicherlich nicht geköpft, wie die arme Prinzessin.“

Ein leichter Schauer schüttelte sie, und leiser fügte sie hinzu: „Ob man wohl mehr leidet, wenn einem rasch in wenigen Augenblicken der Hals abgeschnitten wird, oder wenn man langsam, ach, so ganz langsam an einer Krankheit stirbt?“

Vincent und Germaine schwiegen unter demselben qualvollen Eindruck, aber schon hatte Lepage in heiterem Tone das Wort ergriffen:

„Wenn von Scheiden gesprochen wird, dann will ich auch dabei sein, das schlägt in mein Fach. Noch kurz ehe ich Paris verließ, habe ich einem alten Geizhals, der ein Soustüd ver schludt hatte, den Leib aufgeschnitten, und ich glaube wahrhaftig, er hat es nur ungenügend hergegeben.“

„Ach pui! Schweigen Sie, Sie sind ein entsetzlicher Mensch!“ rief Estelle, auf's Neue durch Lepage's Späße belustigt.

Er hatte die Gelegenheit benützt, näher zu ihr hinzutreten, und sagte nun, ihr gegenüberstehend:

„Doch nein, allen Ernstes, gnädiges Fräulein, Sie haben eben die Frage aufgeworfen: „Was ist besser, sich den Hals abschneiden zu lassen oder an einer Krankheit zu sterben?“ Lassen Sie mich also auch darauf antworten. Weder das eine noch das andere. Das Beste ist, weiterzuleben, und warum sollte man das nicht, wenn man jung ist, von den Seinigen geliebt wird und wenn man die Kräfte dazu hat?“

Diesmal sprach er nun wirklich im Ernst, und diese unvermittelte Rede überraschte alle ebenso sehr wie Estelle.

„Wenn man die Kräfte dazu hat“, wiederholte sie in zersplittertem Tone. „Janoß! in Ihrem Alter und in Ihrem Zustande hat man sie; vorausgesetzt freilich, daß man das thut, was diese Kräfte heßt.“

Wie Trompetenstöße klang diese

klühne, entschiedene Behauptung durch die dumpfe Stille des großen Zimmers, und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr Lepage mit jenem Gemisch von Ernst und Ironie, das seinen Worten den Stempel der Wahrheit verlieh, fort:

„Ich bin zwar ein Arzt und ein schrecklicher Mensch, der die Leute um's Geld in Stücke schneidet, das gebe ich zu; aber trotzdem kann ich doch zu etwas nütze sein. Wenn wir Ärzte auch nicht für alles ein Mittel haben, wie man es ungerechtere Weise von uns verlangt und wie wir es unrichtigerweise oft selbst behaupten, so gibt es doch Fälle, wo wir unseres Erfolges ziemlich sicher sind. Ein solcher Fall aber ist der Ihrige.“

Alle, außer Estelle, hörten Lepage's Worten wie einem Orakel zu und wagten nicht, ihn auch nur durch eine Silbe in seinem Gedankengange zu stören.

„Schon kenne ich Sie genug, um mir, in großen Zügen wenigstens, eine Ansicht über Ihren Zustand zu bilden. Dennoch wären aber einige Einzelheiten noch unumgänglich notwendig, und so müssen Sie mir eben vor meiner Abreise durchaus noch eine Untersuchung gestatten.“

„Ja, ich wüßte es ja, daß es darauf hinaus sollte“, rief Estelle verächtlich. „Mein Gott, warum mir auch noch diesen letzten Besuch verbittern?“

„Von Verbittern kann keine Rede sein“, entgegnete Lepage mit ungewöhnlicher Wärme. „Im Gegentheil, ein schöner, freudiger Tag wird es für Sie, wie für uns alle sein, denn ich wiederhole es Ihnen, ich habe die feste Ueberzeugung, Ihre Genesung durch ein Heilverfahren zu beschleunigen, das ich brieflich mit Ihnen fortsetzen werde und das vollständig von dem bisherigen, meiner Ansicht nach gänzlich verfehlten, abweicht.“

„Ja, ja, ich weiß es wohl, wenn man einen Kranken nicht mehr über seine Leiden hinwegtäuschen kann, beschuldigt man das Mittel und schlägt ein neues, unfehlbares vor. O, ich kenne diese ärztlichen Kniffe!“

Vom Zorn hingerissen, verrieth Estelle jetzt endlich unfeindlich, wie klar sie selbst ihren Zustand kannte. Anstatt sich von den anderen anführen zu lassen, war sie es, die ihre Umgehung getäußt hatte, indem sie that, als glaube sie ihren Worten.

„Nun denn,“ — Lepage hatte sofort einen anderen Ton angeschlagen — „von mir dürfen Sie überzeugt sein, daß ich Sie nicht anlüge. Wollen Sie die Wahrheit wissen, die unerblickte Wahrheit, die Ihnen bis jetzt noch Niemand gesagt hat?“

„Ja.“

„Zu erstensmal sah sie ihn, eine leichte Erregung verrathend, voll Spannung an.“

„Die Wahrheit ist, daß Sie krank recht krank sind. Sie sehen, ich umgebe das Wort nicht, und daß sich Ihr Zustand unter den obwaltenden Verhältnissen nur verschlimmern kann. Aber Ihr Stillsitzen ist es noch nicht zu spät, dem Uebel zu steuern, um es schließlich ganz zu heben. Ich bitte Sie, mir zu erlauben, daß ich Sie untersuche, dann mache ich Ihnen eine Einspritzung; in fünf Minuten ist alles geschessen.“

Auch er kannte die Kniffe der Kranken. Wahrscheinlich hatte sie, in der Hoffnung, auf einen Widerspruch zu stoßen, solch schwarzseherische Ansichten ausgesprochen, und nun verurteilte ihr diese vermeintliche Besorgnis einen augenblicklichen Schrecken, den man benützen mußte.

Schon machte er einen Schritt auf Estelle zu, ohne daß diese mit einer Wimper gezuckt hätte. Da sagte sie entschlossen:

„Nein, ich werde mich nicht untersuchen und mir auch keine Einspritzung machen lassen.“

Es war ihm also nicht gelungen, sie einzuschüchtern.

„Ehe Sie eine solche bestimmte Weigerung aussprechen, sollten Sie aber doch wenigstens wissen, was ich mit Ihnen vorhabe“, fuhr Lepage mit unerschütterlicher Geduld fort. Sein vorhin noch so strenger Ausdruck hatte sich gemildert, und aus seinem häßlichen Gesicht strahlten Klugheit und Ueberzeugungskraft. Vincent Gerbault, der seinen Freund noch niemals in der Ausübung seines Berufes beobachtet hatte, fand diesem neuen Menschen, der sich da vor ihm enthüllte, voll Bewunderung gegenüber.

Mit glühender Bereitwilligkeit und einer Sanftmuth, die man bei seinem scharfen, edigen, zur Spottsucht geneigten Charakter niemals vermutet hätte, äußerte er seine Ansichten und verfocht sie mit einer Klarheit und Ueberzeugung, daß Vincent ein Mißverstand bei der Kranken unmöglich erschien.

War es nicht natürlich, daß dieser leise Hoffnungsstrahl, der sich allmählich in sein Herz einschlich, längst auch das der drei armen Frauen erfüllte? Estelle lächelte, Germaine fühlte einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus, während Frau Lancelot, unfähig, ihre Freude zu bemessen, auf Lepage losstürzte.

„Aber so versuchen Sie doch Ihre Mittel, auf was warten Sie denn noch?“

„Auf Fräulein Estelle's Einwilligung“, sagte Estelle ruhig, ohne

daß das Lächeln von ihren Lippen wich. Voll Angst, Lepage's Vorgehen zu schieben, hatten die anderen sich bis jetzt jeglicher Einmischung enthalten; nach diesem unerwarteten Schlage aber wandten sie nun alle ihre Ueberredungskunst an, ihm zu Hülfe zu kommen.

In allen Tonarten flehte und befahl die arme Frau Lancelot, den Rath des Arztes zu befolgen, während Germaine ihren Arm um Estelle's widerspenstiges Köpfchen geschlungen hielt und sie mit ihren Klaffen zu erweichen versuchte.

„Nein, nein,“ wiederholte indeß Estelle hartnäckig. Und als Lepage von Neuem den Mund öffnete, sprang sie von ihrem Ruheplatz auf, stellte sich ätzend, die Hände an die Ohren haltend, vor ihn hin und rief außer sich:

(Fortsetzung folgt.)

Schwind - Ausstellung.

Die hundertste Wiederkehr des Geburtsjahres Morris von Schwind's bot in Berlin erst jetzt den Anlaß zu einer Ausstellung von Werken des Wiener Meisters, die noch kurz vor Schluß der Saison dort ihre Pforten in der National-Galerie öffnete und nach dem Urtheile des Refektoren der Neuen Freien Presse alles übertrifft, was an Malerei während dieser Saison in Berlin zu sehen war, denn weder die offizielle Kunstausstellung noch die oppositionelle Sezessionsausstellung können sich mit diesen vier Sälen der National-Galerie messen, in denen die Werke eines großen Malers zur Schau stehen, der zugleich ein großer Dichter war. Durch ihre Veranstaltung hat sich der ausgezeichnete Direktor der deutschen Nationalgalerie, Hugo v. Schudi, ein neues großes Verdienst erworben. Weischeiden sagt das Vorwort zum Katalog, daß die Berliner Schwind-Ausstellung über das Maß der anderen ähnlichen Veranstaltungen hinausgewachsen sei. In Wirklichkeit ist wohl seit Jahrzehnten keine Ausstellung dagewesen, die einen so umfassenden Ueberblick über das Schaffen Moriz v. Schwind's gewährt. Eine ganze Anzahl seiner herrlichsten Bilder sind im Original vorhanden. Vor allem hat das großherzogliche Museum in Weimar seine berühmteste Schöpfung hergeliehen: „Das Märchen von den sieben Raben“, das auf drei großen Aquarellbildern dargestellt ist, die selbst wieder in zahlreichere einzelne Felder zerfallen. Das Entzücken an diesem Meisterwerke deutscher Märchenmalerei wird noch gesteigert, wenn man es in der heutigen Zeit wieder sieht, wo die Malerei sich nur mehr mit den Problemen der äußeren Erscheinung der Dinge beschäftigt und es ganz verlernt hat, um Herzen zu sprechen. Im ersten Felde des ersten Gemäldes sieht man die Familie verammelt, der das Märchen erzählt wird, und die die Gesichter der nächsten Angehörigen des Malers erhalten hat. Von den übrigen Feldern ist es schwer, eines zu bezeichnen, das schöner wäre als die anderen. Köstlich ist dasjenige, auf dem der junge Königssohn das Märchen, dessen Wahrheit von der Fülle des Blondbaars teufch bebedt wird, aus dem Baume hebt, in dessen Höhlung die Schwester für die in Raben verwandelten sieben Brüder sieben Henden gesponnen hat, und nicht minder köstlich ist das Schlusfeld, auf dem die entzauerten sieben Brüder auf weißen Rossen einherstürmen, um die Schwester vom Scheiterhaufen zu retten.

Ein anderes Meisterwerk Schwind's, das Delgemälde „Die Symphonie“, hat die Neue Pinakothek in München gekauft. Es ist ein Jukus von Darstellungen, die den Liebesroman der Sängerin Fräulein Geneder erzählen. Unten ist ein Concert vornehmer Dilettanten abgemalt, bei dem ein junger Mann auf ein junges Mädchen aufmerksam wird, als ein Lied singt. Der Dirigent des Orchesters hat die Züge Lachner's erhalten. Schubert und sein Freund, der Sängler Vogel, stehen im Männerchor. Auf einem Maskenball lernen sich die jungen Leute näher kennen. Man sieht sie in einer von Rosen umwundenen Röhre ein ernstes Gespräch führen, während um sie herum das Maskentreiben wogt. Im oberen Theile des Bildes hält die Postkutsche, welche die Hochzeitsreisenden heimführt, vor einer Waldlichtung, und der junge Geman umschlingt seine Frau und zeigt ihr unten in einem sonnigen Thale das Schloß, in dem sie wohnen werden.

Aus der Bildergalerie in Karlsruhe stammt „Ritter Rur's Brautfahrt“, auf welchem Bilde nach der Schilderung der Goethe'schen Ballade die Bebrängnisse vorgeführt werden, die der Ritter zu erdulden hat, ehe es ihm gelingt, die Braut heimzubringen. Auf dem Marktplatz des mittelalterlichen Städtchens, hinter dem sich auf grünem Berge die Burg erhebt, spielt sich der Haupttheil des Dramas ab. Die Gläubiger bestürmen den Ritter unter großem Zulauf von Volk. Die Braut, welche hämische Nebenbuhler herbeigeführt haben, fällt vor Schreden in Ohnmacht. Vor einer Wüsthume sibt Lenau, hinter ihm steht man die Köpfe von Bauernfeld, Grillparzer und Anastasius Grün. Ganz im Hintergrunde zeigt Schwind selbst dem rothgekleideten Cornelius eine Zeichnung.

Ein großes Bild des Meisters hat die National-Galerie selbst hergeben können; es heißt „Die Rose“ und zeigt

vier Musikanten, die einen Berg hinauffliegen. Oben auf dem Soller harret die Prinzessin, von ihren Damen umgeben, des Bräutigams, und einem der Schloßfräulein ist eine Rose entglitten, welche gerade vor den Füßen des mageren flötisten niedergefallen ist, der sie mit nachdenklichem Gesichte betrachtet.

Zwei der schönsten von den kleineren Bildern hat die Moderne Galerie in Wien der Ausstellung überlassen. Das eine ist „Der Besuch“. Die Braut, zu Besuch bei der Schwester des Bräutigams, sucht auf der Landkarte den augenblicklichen Aufenthaltsort des Geliebten. Das andere Bild heißt „Gesellschaftsspiel“. Vor einem Landhause spielen junge Damen und Herren. Den Mittelpunkt der anmuthig bewegten Gruppe bildet ein junges Mädchen, dem mit einem Taschentuche die Hände auf den Rücken gebunden sind. Dem Sektionschef Wrbna in Wien gehört ein wundervolles kleines Gemälde, das den Titel führt „Die Geister beten den Mond an“. Ueber einer im nächtlichen Dämmerlicht liegenden Gegen schweben drei weiß umkleidete Nebelgestalten. Eine Jungfrau und zwei Geister, die mit Verehrung zum Monde aufblicken. Professor Dr. G. Freiherr von Schwind in Wien und Statthalterrat Dr. W. Freiherr v. Schwind in Innsbruck, die beide zur Familie des Meisters gehören, haben Porträts von Schwind und seinen Angehörigen gesendet. Aus der Privatbibliothek des Königs von Bayern ist der Opernzuklus entnommen, das heißt, eine Reihe von Aquarellen, welche die Hauptscenen aus bekannten Opern wiedergeben.

Von den berühmten Wandgemälden der Wartburg sind die farbigen Entwürfe zu sehen. Auch Entwürfe zu den Malereien für das Wiener Opernhaus sind vorhanden. Es ist nicht möglich, auch nur das künstlerisch Werthvollste im Einzelnen aufzuführen. Die Ausstellung ist, wie gesagt, von seltener Vollständigkeit. Sie füllt vier Säle im obersten Stockwerk der National-Galerie, umfaßt 483 Nummern und enthält Delgemälde, Aquarelle, Zeichnungen und sogar einige Originalbriefe des Meisters. Unter den Zeichnungen fehlt auch nicht eine vorzügliche Reproduktion der sogenannten und vielbelächelten Lachner-Rolle, deren Original sich im Besitze der Frau Dr. R. Kierner-Schmid in München befindet und auf der das Leben des Tonbilders Lachner, des intimen Freundes von Schwind von der Geburt an bis zum 25jährigen Kapellmeisterjubiläum in Mannheim, mit vielen Federzeichnungen von ausgefallenem Humor verewigt ist.

Das Deutschland, in dem die Kunst M. v. Schwind's heimisch ist, kennt keine finsternen Wälder mehr, sagt Willy Postor in der Täglichen Rundschau. Freundliches Sonnenlicht bringt überall hin. Die schicksalsschweren Wälder sind verumt, und helle Volkslieder erklingen. Es ist das Deutschland der Romantiker, jenes wunderbare Land, das eine so klare, thaufrische Morgenluft ausathmet.

Die Geschichte der Romantik ist noch nicht geschrieben. Gelehrte haben sich wohl drangevagt und auch Artisten, doch noch kein Mensch. Diese geistige Bewegung, rein als elementare Erscheinung aufgefaßt, ist eines der stärksten Ereignisse unserer Kulturgeschichte. Ist es nicht rührend, mit welchem Eifer man damals in Deutschland, noch ehe das Netz der Eisenbahnen und hineinverwebte (oder einschwebte) in die „schilfbildende geistige Republik aller Bewohner unserer Erde“, mit welchem Eifer man das alte Land absuchte, ablauchte nach seinen verdeckten Schönheiten? Eine mächtigere Schönheit als je vorher strahlten die Ruinen der Bergengenheit aus, tiefe Weisheiten fand man in den Liedern und Märchen, die bis dahin die Bettelkinder durch das Land gezogen waren.

Von allen Künstlern, Dichtern und Musikern miteingerechnet, ist keiner geeigneter, um romantische Kunst gesund, so recht verbauert gesund empfinden zu lassen, als Moriz von Schwind. Im Januar wurde Schwind's hundertster Geburtstag mit viel schönen Reden gefeiert. Nun hat der Leser mindestens in Berlin eine prächtige Gelegenheit, sich ein eigenes Urtheil zu bilden. Was Schwind alles nicht kann, haben die Meister - Adnotaten ja häufig genug auseinandergesetzt. Es wäre unerschuldet, Schwind ein feines Farberempfinden nachzusagen. Wenn er die Farbe als das Beherrschende in den Vordergrund stellt, verunglückt er fast immer. Seine schwereren Oelfarben legen sich wie ein lähmendes Alpträum über seine Erzählungen.

Am besten ist er, wenn er die Farbermelodie nur gerade eben vor sich hinsummt. Seine leichten, andeutenden Aquarelle passen herrlich zu seiner Frühmorgensimmung, zu den Verchenliedern seines Uminienpeils. Wie häufig haben wir doch heute dieses leichte, lachende Tempo, das Schwind fast immer angiebt, dieses Tempo haben verlernt! Wagner hat doch nicht Recht, wenn er nur das Andante das deutsche Tempo nennt. In der Literatur feuchten sie heute nach neuen Luftspielbüchern. Ach, die Theater sind an Luftspielen nicht ärmer als die Kunstausstellungen. Und wie ein Bad erfrischt es einen, wenn man nach all der pathetischen Wichtigkeitserei in Del und Tempera diesen anspruchslosen Romantiker sieht.